



**SCOTT ALEXANDER HESS**

**TAGEBUCH EINES  
SEXSÜCHTIGEN**

**ROMAN**

BRUNO GMÜNDER

**SCOTT ALEXANDER HESS**

**TAGEBUCH EINES  
SEXSÜCHTIGEN**

**ROMAN**

*Aus dem Amerikanischen von Matthias Höhne*

BRUNO GMÜNDER

*Für Ruben*

# Inhalt

[7. Dezember](#)

[8. Dezember](#)

[9. Dezember](#)

[10. Dezember](#)

[11. Dezember](#)

[12. Dezember](#)

[13. Dezember](#)

[14. Dezember](#)

[15. Dezember](#)

[16. Dezember](#)

[17. Dezember](#)

[18. Dezember](#)

[19. Dezember](#)

[20. Dezember](#)

[21. Dezember](#)

[22. Dezember](#)

[23. Dezember](#)

[24. Dezember](#)

[25. Dezember](#)

[Über den Autor](#)

[Über das Buch](#)

[Impressum](#)

[Buchtipps](#)



## 7. Dezember

Also ficke ich sein Gesicht – wortwörtlich. Lange harte Stöße, in denen sich all mein Ärger entlädt – über den miesen Job, das chronisch leere Konto, die vergeigte Beziehung, die Zwölfhundert-Dollar-Miete in Manhattan – all die Wut, die ich in meinem krampfhaft trainierten kleinen Fitnessstudioarsch habe. Ich ramme sie ihm einfach in den Mund. Nur so kann ich mich davon abhalten zu sagen: »Schluck ihn, Arschloch!« Ich weiß, dass er das unbedingt von mir hören will, und ich würde es auch gerne sagen. Aber schon beim Anblick seiner großen weißen Augäpfel, seiner Lippen und seiner dicken, hundeähnlichen, sabbernden Zunge spritze ich fast ab.

Wir sind seit zehn Minuten bei der Sache, auf dem Boden vor meiner Kochnische, und allmählich meldet sich bei mir die Erschöpfung. Ich spreche nur mit gedämpfter Stimme, weil meine Einzimmerwohnung an das Apartment eines niedlichen Mittzwanziger-Pärchens grenzt. Durch die Wand höre ich sie oft über Pottery Barn und Cheerios plappern. Wenn ich meinen Satz herausschreien würde, würden sie mich hören: »Lutsch meinen weißen Schwanz mit deinen geilen schwarzen Lippen.« Also flüstere ich nur, und ihm – nennen wir ihn Bing – scheint der sanftere Tonfall zu gefallen. Aber ich sehe, dass ihm die Knie wehtun. Als er vor Schmerz aufstöhnt, berühre ich seine Schulter.

Bings Haut ist glitschig und von einer exquisiten Mischung aus frischem Schweiß und äthiopischem Öl überzogen. Natürlich könnte es genauso gut Babyöl sein. Aber ich mag es ein bisschen exotischer. In Wahrheit weiß ich so gut wie nichts über Bing. Normalerweise reden wir nur miteinander, während er sich wieder anzieht, um zu gehen – niemals davor. Nach unserem zweiten Fick habe ich erfahren, dass er tagsüber als Juwelier

arbeitet, und nachts als Maler. Enttäuschend. Denn in meiner Fantasie hatte ich aus ihm einen 22-jährigen Dealer auf Bewährung gemacht, dem die Drogen allmählich das Gehirn zerfressen.

Bing hat seine Position verändert und keucht, meinen Schwanz immer noch im Mund. Er kommt aus dem Rhythmus, als er die Knie anhebt und in die Hocke geht. Ich sollte meine Position ebenfalls verändern, mich ein wenig nach vorn lehnen, um unseren fünfzehnminütigen wilden Sexrausch am Laufen zu halten. Wird die Pause zu lang, fällt das fragile Fantasiegebilde schnell in sich zusammen. Also verlagere ich mein Gewicht, zögere dann aber, als mir klar wird, wie sehr Bings Knie schmerzen müssen. Ich frage mich, ob ich zu grausam oder ein schlechter Gastgeber bin, und dadurch öffnet sich ein winziger Durchgang zum gewöhnlichen, nichtsexuellen Teil meiner Gedanken. Plötzlich schießen mir alle möglichen Fragen durch den Kopf. Ist der Boden überhaupt sauber genug, um sich hinzuknien? Könnte Bing meinen Exfreund ersetzen? Und warum ist der Sex mit ihm so berauschend gut, und warum so viel besser als alles andere, was ich an diesem schrecklichen Tag durchgemacht habe?

Ich lege den Kopf in den Nacken. Mein Blick fällt auf ein vergilbtes Bild an der Küchenwand, auf dem ein explodierendes Kriegsschiff, die USS Shaw, zu sehen ist. In einer Ecke des Bildes steht in krakeliger Schrift: »Pearl Harbor, 7. Dezember 1941«. Um Mitternacht muss ich es abnehmen und den Adventskalender meiner verstorbenen Mutter aufhängen. Als ich noch ein Kind war, hat sie das immer getan, haargenau um diese Zeit. Mit dem Kalender begannen ihre drei Wochen des Wartens auf Weihnachten. Mein Vater – ebenfalls verstorben – hat im Zweiten Weltkrieg gedient, weshalb ansonsten dieses Pearl-Harbor-Ding an der Wand in der Küche meiner Eltern hing. Der Adventskalender strahlt Vorfreude aus und hält für jeden Tag ein kleines Geschenk bereit. Dieser kurze Anflug von Nostalgie bekommt meinem Ständer überhaupt nicht.

Wenn ich solchen Gedanken zu lange nachhänge, kommt mir irgendwann alles hyperreal vor, und dann hat sich der Sex erledigt. Bevor mein Schwanz schlaff werden und aus Bings Mundwinkel rutschen kann, stoße ich noch einmal richtig hart zu und spreche dabei die Worte, die wir beide hören wollen: »Lutsch ihn! Lutsch meinen weißen Schwanz! Sag, dass du ihn liebst, Arschloch!« Und er sagt es, und wie erwartet spritze ich ab. Aber nicht »in dein verfucktes schwarzes Maul«, sondern safe, auf seine

zarten Wangen. Ein paar Tropfen landen auf seiner Schulter, als er sich nach hinten fallen lässt – und dann geht Bing.



## 8. Dezember

Es ist 22.00 Uhr. Und was macht unser Sexsüchtiger gerade? Er liegt in einer Wanne voll dampfenden Wassers und Mr.-Bubble-Schaum und denkt darüber nach, warum die Stunden vor Mitternacht – kein Wortspiel – gefühlsmäßig immer die härtesten sind. Vielleicht, weil ich jahrelang abends immer stoned war. Vielleicht bin ich auch, als kleiner Junge, während eines Stromausfalls von einem Fettsack durchgefingert worden, genau um diese Zeit. Oder Manhattan wird Abend für Abend, vom Mond aus, mit ultravioletter Strahlung beschossen, die meine Gedärme zum Kochen und mich dazu bringen soll, vor ein fahrendes Auto zu springen. Fakt ist jedenfalls, dass ich die späten Abendstunden kaum aushalte und mich regelmäßig für Sex entscheide, um diesem Gefühl zu entkommen.

Wenn sich in meinem Kopf wieder und wieder die Szene mit dem Auto abspult, sage ich mir immer, dass ich das Leben eigentlich liebe. Und nur nachts wie besessen von Selbstmord bin. Aber dann spüre ich dieses schwarze Loch – ebenfalls kein Wortspiel. Obwohl ich mir in der letzten Zeit andauernd ausmale, wie ich Bings heiße, verdorbene Arschfotze durchnehme.

Mein schwarzes Loch tut sich jede Nacht auf, pünktlich um 22.00 Uhr. Es sieht aus wie einer dieser kreisrunden Brunnen auf dem Land. Wie ihn Schweinebauern in ihrem Hinterhof haben. Ich sehe mein schwarzes Loch vor mir, bei den nächtlichen Mr.-Bubble-Schaumbädern, wenn der manische Rausch meines übermäßig koffeinreichen Alltags in Verzweiflung umschlägt und einer tristen, lastenden Einsamkeit weicht. Ich sehe es vor mir, mit geschlossenen Augen, in meinem heißen, beruhigenden, betörend duftenden Bad. Ich blicke in das Dunkel, so tröstlich gleichförmig, und

denke mir: »Warum nicht einfach hineinschlüpfen? Warum nicht einfach loslassen?«

In solchen Momenten kann ich mich entweder ertränken, mich zudröhnen oder Sex haben. Zum Ertrinken würde ich einen Haufen von den Vicodin-Tabletten schlucken, die man nach Zahnfleischbehandlungen bekommt (und die ich im Medizinschränkchen aufhebe), und dann für alle Zeit in meinem imaginären schwarzen Loch versinken. Ich habe mal einen Film gesehen, in dem eine betrunkene Blondine genau das macht – und am Ende elegant hinter einem Schleier aus Seifenblasen verschwindet. Aber bis jetzt habe ich mich stattdessen immer für stumpfen Sex entschieden.

Also schlage ich die Augen auf, lasse das nach Lavendel duftende Wasser ab und lösche die »Frühlingsbrise«-Kerze, um anschließend meinen heißen, drahtigen Körper in dem riesigen Spiegel neben der Kochnische zu begutachten.

Bevor ich das Badezimmer verlasse, schaue ich den letzten Seifenblasen nach, die sich strudelnd in Nichts auflösen.

Mein Spiegel ist zwei Meter hoch, ein Meter fünfzig breit und hat einen schönen, espressofarbenen Holzrahmen. Mein Freund Michael – ein verwöhnter Sprössling, der vom Vermögen seiner Eltern lebt und ein ziemlich talentierter Maler ist – ist mit mir zu Ikea gegangen, um ihn zu kaufen. Nach Hause habe ich ihn dann allein geschleppt, die vier Treppen hoch zu meiner Wohnung. Michael meinte, die Kochnische würde danach größer wirken, was auch stimmte. Natürlich wusste ich vorher schon, dass ich den Spiegel vor allem dazu verwenden würde, jeden Zentimeter meines im Fitnessstudio gestählten Körpers zu betrachten – und auch, um mir selbst beim Sex mit namenlosen Männern auf dem Küchenboden zuzusehen. Aber Michael habe ich das natürlich nicht gesagt. Er hat Komplexe wegen seines Körpers und hasst es, über Sex zu reden. Er weigert sich schon den ganzen Monat, seine Wohnung zu verlassen, weil er angeblich eine Tonne zugenommen hat. Wir schreiben uns SMS, um den Kontakt nicht abreißen zu lassen.

Der große, an die Wand gelehnte Spiegel teilt Herd, Spüle und Minikühlschrank von der Industriestahltheke mit den zwei Barhockern, die ich zum Essen und zum Arbeiten nutze. Auf der anderen Seite der Theke hängt ein schneeweißer Vorhang, der vom Boden bis zur Decke reicht und

die Kochnische vom Rest des Zimmers abtrennt. Das Zimmer ist stilvoll und elegant eingerichtet mit einem antiken Schreibtisch und dem dazu passenden Bücherregal, einem Ledersofa, Beistelltischen, teuren Lampen und Gardinen. An der Wand über dem Sofa hängen einige gerahmte Kunstwerke – eine gute Mischung aus Ölgemälden und obszönen Aktbildern. Diesen Teil des Zimmers nenne ich gern meinen Sexsalon.

Ich stehe nackt vor meinem Ikea-Spiegel, meine Haut ist feucht, die Mr.-Bubble-Reste glänzen. Jeder Tag fängt für mich hier an, genau an dieser Stelle, indem ich Fotos von meinem Spiegelbild mache, die ich anschließend auf Sexseiten im Internet hochlade. Dabei achte ich auf den richtigen Abstand, denn von Weitem sehe ich ungeheuer sehnig und kräftig aus. Ich mache die Bilder um 7.00 Uhr früh, weil ich um diese Zeit immer am glücklichsten bin – weil ich so früh am Morgen noch das Gefühl habe, den Tag bewältigen zu können. In den Stunden danach taumele ich meist nur noch wie in Zeitlupe auf mein schwarzes Loch zu. Ich glaube, Sartre hat mal so was gesagt wie: »Das Leben beginnt auf der anderen Seite der Verzweiflung.« Er war wirklich ein Genie. Und wahrscheinlich ebenfalls sexsüchtig.

Meinem klinisch kalten Blick in den Ikea-Spiegel entgeht nichts. Ich bin einsiebziger, und das Einnehmendste an mir sind meine Augen, weil sie einen ganz eigenartigen Blauton haben. Sie sind blass und glänzen und strahlen irgendwie. Mit achtunddreißig habe ich immer noch dichtes Haar, das ich kurz trage. Ich gehe locker als knapp dreißig durch. Aber wenn ich jemanden aufreißen will, sind das überzeugendste Argument meine Titten.

Nachdem ich von Fayetteville, Arkansas, nach Manhattan gezogen war, habe ich mich noch am selben Tag im Fitnessstudio angemeldet. Als Jugendlicher habe ich mir immer ein dickes Arnold-Schwarzenegger-Buch angesehen, voller Fotos, die Arnies geschmeidigen, muskulösen Körper in einer Speedo zeigten. Er hatte ein Funkeln in den Augen, das sagte: »Ich bin Europäer und heiß.« (Allerdings noch nicht: »Ich werde Gouverneur von Kalifornien.«)

Wie verrückt trainierte ich an den Freihanteln und begann, diese anregenden, herausnehmbaren Trainingspläne aus Männer-Fitnessmagazinen zu studieren, auf denen »heterosexuelle« Models abgebildet sind. Models, die ihre weißen Zähne zeigen, ihre knusprigen, haarlosen Körper anspannen und nichts als furchtbar knappe Shorts tragen.

Obsessiv sah ich meinem dünnen Oberkörper dabei zu, wie er allmählich Form annahm. Auf meinem Bizeps zeichneten sich nach und nach Muskelstränge ab, mein Arsch wurde fester und auch mit dem Sex klappte es besser. Ich konnte mich selbst als Ware – als »Mr. Titten-aus-Stahl« – auf den Markt werfen und nach Typen mit genauso schönen Brustmuskeln, mit Knackärschen und flachen Bäuchen Ausschau halten. Nach Typen ohne Namen, Typen mit viel überschüssiger Energie, die sich an denselben Pornomodel-Sportmagazinen aufgeilten wie ich.

Und solange ich den richtigen Abstand einhalte, sehen meine Protein-Shake-Titten im Ikea-Spiegel immer noch unverschämt heiß aus. Mein Schritt ist sorgfältig getrimmt. Ich fühle mich sexy. Bereit. Gerüstet. Leer.

Es wird Zeit, dass ich einen großen Schwanz an Land ziehe, um mir dieses bedrückende schwarze Loch vom Leib zu halten.

Heute Nacht läuft es nicht so gut. Die WLAN-Verbindung meines Nachbarn, die ich schamlos anzapfe, hat sich mitten in einem Pornoclip von *Straight Boys Suck for Cash* verabschiedet und mich hängen lassen, mit einer Hand voll Gleitgel und dem brennenden Bedürfnis nach mehr. Ohne WLAN bleibt mir nur noch die beschissene Verbindung meines iPhones, um meine Internet-Bedürfnisse zu befriedigen.

Normalerweise jage ich, weil das Zeit spart, in drei Revieren gleichzeitig. Auf zwei Sexseiten im Netz – *Grindr* und *Manhunt* – und einer Sexhotline. Bis 23.00 Uhr muss ich jemanden bei mir haben, und bis Mitternacht fertig sein, damit ich gegen 7.00 Uhr wieder aufstehen und ins Fitnessstudio gehen kann, meine Titten in Form halten. Planung ist das halbe Leben.

Über die Kontaktbotschaften der Sexhotline geht es am schnellsten. Aber die rasche Folge der Männerstimmen hat etwas Verstörendes, und manchmal bekomme ich es fast mit der Angst zu tun. Ich springe wahllos von einer Ansage zur nächsten und hoffe darauf, dass eine davon heraussticht und mich aus meinem Trott reißt. Es gibt seltsame, wie »Ich hab mir grade Crystal reingezogen, achtundzwanzig Zentimeter in der Hose, und er sitzt gefesselt neben mir« oder »Ich trage Damenhöschen«. Dann folgt eine verdächtig junge Stimme: »Ich werde alles tun, was Sie wollen, und Ihre persönliche Hure sein, Sir.« Oft nicke ich ein, und die endlose Folge der Stimmen verschmilzt zu einem einzigen, verzweifelten Flehen.

Aber ich gebe nicht auf. Ich wate durch »Lutsch meine Füße – ich zahle dafür« und »Meine Freundin ist bei der Arbeit – sie denkt, ich wäre hetero«, dann »Ich fresse Scheiße und liege schon unter dem Toilettenstuhl« und schließlich ein freundliches »Ich suche ein Date«.

Den Ansagen zuzuhören gleicht einem emotionalen Wechselbad. Die Vergewaltigungsfantasien verängstigen und erregen mich zugleich, ich bin angewidert von den Scheißespielen, die manche anbieten, aber vor allem macht mich die eine, junge Stimme traurig (zu der ich mir sanfte, grüne Augen vorstelle), die sagt, dass sie ein Date sucht und nette Männer kennenlernen möchte. Der Junge muss geistig zurückgeblieben sein, wenn er glaubt, dass eine Sexhotline der richtige Ort dafür ist.

Die Hotline ist das reinste Chaos, aber trotzdem liefert sie mir ziemlich oft brauchbare Typen. Ungefähr jeder Zehnte befindet sich im Umkreis von einer Meile und ist bereit für einen Fick. Fürs Protokoll, ich halte mich immer an die Safer-Sex-Regeln, und bei Schwulen bedeutet das: kein Analverkehr ohne Kondom und nicht schlucken. Mein Motto ist: Negativ und safe bleiben, dann kriege ich mehr berausenden Sex. Wäre ich positiv, würden sich die Chancen, jemanden abzuschleppen, drastisch reduzieren. Und was wäre dann mit meinem schwarzen Loch?

Meine anderen beiden Jagdgebiete sind online. *Manhunt* ist eine Webseite voller Schwanz- und Arschbilder und scharfer Texte voller animalischer Gelüste. Sie wirkt wie ein Relikt aus längst vergangenen Zeiten, wie eine völlig abgestumpfte Version von *match.com*, mit umfangreichen Profilen, haufenweise Fotos und niedlichen Kategorien wie »Top«, »Bottom«, »Daddy«, »Exhibitionist« oder »Fitness-Junkie«. Die Erfolgchancen sind begrenzt, aber hin und wieder lohnt es sich.

Die letzte und auch neueste Plattform ist *Grindr*, eine iPhone-App, die Männer in der Reihenfolge der Entfernung vom eigenen Aufenthaltsort auflistet. Zum Beispiel: »Bob ist 55 Meter entfernt, bi-neugierig und steht auf Spanking.« Das *Grindr*-Icon auf dem iPhone ist eine seltsame gelbe Maske, die ein bisschen wie ein Totenschädel aussieht. Der Totenschädel fordert einen auf, sich einzuloggen. Nach dem Einloggen wirkt das Ganze allerdings etwas freundlicher. Der Bildschirm des iPhones leuchtet auf und gibt einem (oder mir zumindest, wie ich da im Dunkeln auf meinem Bett liege) das Gefühl, in eine andere, schönere Welt versetzt zu sein. Das *Grindr*-Fenster ist in winzige quadratische Vorschaubilder der verfügbaren

Männer unterteilt. Sechzehn davon passen gleichzeitig auf den Bildschirm. Eine kurze Berührung, und man scrollt nach unten und kann sich die nächsten anschauen, Männer über Männer. Die kleinen Vorschaubilder zeigen alles Mögliche, von einem Augapfel in Großaufnahme über einen fülligen Oberkörper oder den Schritt irgendeines Typen bis hin zum Empire State Building. Einer, der sich »Blue Balls« nennt, hat das Foto einer Bowlingbahn reingestellt.

Sobald man eines der Bilder antippt, kann man sich gegenseitig texten und ist schon auf dem besten Weg zum One-Night-Stand. Auf *Grindr* findet man die jüngsten, schärfsten, merkwürdigsten und verwirrtsten Männer – und die Seite geht ziemlich auf die Augen. Wenn ich in der Dunkelheit durch die winzigen Männergesichter scrolle, kommt es mir immer so vor, als würde ich im Mondlicht auf einer Sommerwiese liegen und vorbeischwirrende Glühwürmchen dabei beobachten, wie sie aufleuchten und gleich wieder verlöschen, in einem ständigen Kreislauf von Licht und Dunkel. Keine Ahnung, woher das kommt. Vielleicht, weil sie genauso ziellos und ungebunden sind. Manchmal spüre ich auch Ruhe und aufkeimende Hoffnung. Mit *Grindr* fühle ich mich in der Dunkelheit weniger allein.

Heute Nacht – ohne Verbindung zum Gratis-WLAN – liege ich nackt und mit Gleitgel beschmiert auf meinem Bettsofa, abgeschnitten von allen Internetpornos, während ich an der Sexhotline hänge und mich auf meinem winzigen iPhone bei *Grindr* einlogge. Es ist schon 22.58 Uhr, und ich frage mich, wo Bing wohl gerade ist.

Manisch wechsele ich zwischen *Grindr* und der Hotline hin und her, habe aber bis kurz vor Mitternacht kein Glück, und dann sacke ich mit dem Telefon in der Hand langsam weg. Im schwindenden Licht des Bildschirms sehe ich, wie mein sexloses, schwarzes Loch langsam zu mir emporsteigt. Etwas, das wie ein knorriger, verrotteter Ast oder wie eine verkrüppelte Hand aussieht, langt nach oben, um mich nach unten zu ziehen.

Ich schlafe ein.

In meinem Traum, der sich langsam auflöst, geht es um eine warme, gemütliche Kiste.

Ich bin gerade erst in meiner stockfinsteren, aber luxuriösen und gut geheizten Wohnung aufgewacht und liege schweißgebadet unter meiner

superdicken Daunensteppdecke von Macy's. Mein iPhone schnattert vor sich hin.

Unter der Decke ist es dunkel wie im tiefsten Wald; ich fühle mich sicher und geborgen, wie entrückt in eine himmlische Wildnis, während das Telefon plärrende Geräusche von sich gibt. Ich sehe noch Bruchstücke des Traums mit der Kiste vor mir, die langsam verschwimmen. Ich passe genau in die Kiste. Sie ist aus Pappe – Pappe, die sich irgendwie weich anfühlt, wie Stoff oder Haut. Ich höre zischendes, fließendes Wasser.

Das iPhone hört auf herumzuquaken. Ich bin deprimiert, weil ich glaube, dass ich gerade den denkbar schärfsten Typen verpasst habe, der etwas spät dran war, nur einen Block entfernt ist und einen unglaublich riesigen Schwanz hat. Doch dann meldet sich das Telefon erneut, ich lange danach und stelle fest, dass ich in ein paar Stunden zur Arbeit muss.

Ich kenne seine Stimme nicht, also knurre ich nur, in der Hoffnung, ihm ein paar Informationen zu entlocken. Er ist zwanzig, Latino, hat einen beschnittenen Zwanzig-Zentimeter-Schwanz, kommt aus der Bronx und will, wie er mir sagt, heute Nacht ganz, ganz, ganz dringend gefickt werden. Ich gebe ihm meine Adresse, krieche zurück unter die Decke und hoffe, dass der Traum mit der Kiste zurückkommt. Doch der Anruf hat mich zu sehr erregt. Also sinke ich nicht zurück in meine Traumwelt, sondern drifte immer weiter davon weg. Und mir wird bewusst, dass der Morgen schon unterwegs ist, genauso wie ein merkwürdiger, zwanzigjähriger, kakaofarbener Power-Bottom mit Riesenschwanz aus der Bronx. Ich überlege, ob ich mir eine pflanzliche Melatonin-Schlaftablette einwerfen soll.

Die Klingel meldet sich scheppernd, und ich drücke den Summer. Dabei frage ich mich, wie zur Hölle der Typ so schnell von der Bronx hierhergekommen ist. Bis ich mich vage daran erinnere, dass er angeblich auf irgendeiner Party war, irgendwo ganz in der Nähe.

Ich stehe nackt in der Dunkelheit hinter meiner Wohnungstür. Die Spannung steigt. Ich greife nach meinem Penis und erwecke ihn mit einer Hand zum Leben, und plötzlich mache ich mir Sorgen, dass er viel zu klein und verschlafen ist. Mit der anderen Hand halte ich den Spion offen, damit ich einen Blick auf meinen Besucher werfen kann, bevor ich ihn reinlasse. Wenn er, sagen wir, völlig entstellt oder über sechzig ist oder ein Fleischermesser in der Hand hat, kann ich immer noch mucksmäuschenstill



und regungslos dastehen und darauf hoffen, dass er wieder abzieht. In diesen Momenten, wenn ein Fick die vier Treppen zu meiner Wohnung hochsteigt, bin ich immer ganz aufgekratzt. Ein heiterer Rausch, fast wie Unschuld.

Echte Unschuld kann es nicht sein, schließlich bin ich ein abgestumpftes Sexmonster. Aber es fühlt sich jedes Mal an, als würde jetzt etwas Neues kommen. Und während ich den Schritten auf dem letzten Absatz im totenstillen Treppenhaus lausche, taucht irgendwo in meinem Hinterkopf ein zerbrechlicher, kleiner Gedanke von früher auf: dass es der eine, dass es Liebe sein könnte.

Ich kann ihn durch den Spion sehen, und er sieht genauso aus, wie er sich beschrieben hat. Ich seufze, lasse ihn rein und weiß, dass der schönste Teil meines Abends vorbei ist.

Er liegt auf dem Bauch auf meinem Bettsofa; im Zimmer ist kaum Licht, sein Körper ist vollkommen schwarz. Ich glaube nicht, dass er Latino ist, vielleicht ein Mix. Beim Aufreißen wird immer gelogen. Das wird erwartet. Aber er ist wirklich so jung, wie er behauptet hat, das höre ich an seiner Stimme. Und obwohl er unrasiert ist und um die Taille ein bisschen speckig, ist sein Arsch ziemlich prall und hübsch. Er behält seine Kunststoffbrille auf und wartet, während ich mich in Position bringe.

»Also«, sagt er, mit langgezogener Betonung auf dem ›a‹, wodurch er sich wie ein gelangweilter kleiner Junge anhört, »warum fickst du mich immer noch nicht?«

Seine Stimme klingt jetzt sogar noch jünger, und ich frage mich, ob er wirklich schon zwanzig ist – und nicht ein Junge von der Highschool, der mit seiner Crackhurenmutter in einem schäbigen Sozialbau lebt. Die Vorstellung erregt mich irgendwie, und mein Schwanz wird endlich hart genug, um das Kondom drüberzuziehen. Dann schiebe ich ihn rein. Er hat den Kopf auf seine Unterarme gelegt, und obwohl ich so hart zustoße, wie ich kann, sagt er genauso gelangweilt und monoton wie zuvor: »Geht das nicht härter?«

Wieder stelle ich mir seine Mutter vor, eine fette wütende Crackhure, die zu ihm Dinge sagt wie: »Warum kannst du kein richtiger Mann sein?«, oder: »Du bist eine wertlose Schwuchtel!« Solche Sätze habe ich in Filmen über bedürftige, misshandelte Kinder gehört, die in Armut leben und am

Ende auf ein College gehen, wo jemand wie Sandra Bullock ihnen Lesen beibringt. Ich stoße härter und härter zu. Aber er seufzt nur und sagt schließlich: »Wenn du gekommen bist, kannst du ihn rausziehen. Ich muss los.«

Ich bin nicht gekommen, aber ziehe mich bereitwillig zurück. Mir wird klar, dass er hier das Sagen hat. Er steht auf und zieht sich langsam an, ohne mich eines Blickes zu würdigen. Im Halbdunkel versuche ich, mich zusammenzureißen, mich auf einen Ellbogen aufzustützen, um männlich oder cool oder entspannt auszusehen.

»Ich bin froh, dass du gekommen bist«, lüge ich.

»Ja, das glaube ich«, antwortet er.

Dann geht er. Ich habe einen langen Aussetzer und warte geistesabwesend darauf, dass der Morgen endlich anbricht, doch die Nacht scheint festzuhängen. Ich nehme doch eine Melatonin-tablette und schlafe endlich ein. Aber von der Kiste träume ich nicht wieder.